

WBG

Nicolas Beaupré

# Deutsch-Französische Geschichte

1918 bis 1933



WBG  
Deutsch-Französische  
Geschichte

Band 8

WBG  
Deutsch-Französische  
Geschichte

Herausgegeben im Auftrag  
des Deutschen Historischen Instituts Paris  
von  
Gudrun Gersmann  
und  
Michael Werner

Nicolas Beaupré

Das Trauma  
des großen Krieges  
1918–1932/33

Aus dem Französischen übersetzt  
von  
Gaby Sonnabend



Wissenschaftliche Buchgesellschaft

Einbandgestaltung: Peter Lohse, Büttelborn  
Einbandbild: Unterzeichnung des Versailler Vertrages am 28. Juni 1919.  
Gemälde von William Orpen, um 1925, Imperial War Museum, London.  
Foto: akg-images.

## *Für Dorota*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.  
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,  
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in  
und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

© 2009 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt  
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder  
der WBG ermöglicht.  
Satz: Janß GmbH, Pfungstadt  
Redaktion: Christina Kruschwitz, Berlin  
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier  
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: [www.wbg-darmstadt.de](http://www.wbg-darmstadt.de)

ISBN 978-3-534-14706-9

# Inhalt

Einleitung: Verletzungen und Traumata 9

## I. Überblick

1. Den Krieg beenden? 19
  - 1.1. Eine allgemeine Erwartung: Der Sieg 19
  - 1.2. Ende der Kampfhandlungen und Beginn einer neuen gegenseitigen Feindschaft 22
  - 1.3. 1918–1919: Deutsch-französischer Krieg mit anderen Mitteln 29
    - 1.3.1. Die Blockade 29
    - 1.3.2. Der Fall des Elsass 32
2. Den Krieg trotz allem hinter sich lassen: Die Demobilisierung der Soldaten in Deutschland und Frankreich 38
  - 2.1. Eine überwundene Krise 38
  - 2.2. Ein kostspieliger Erfolg 44
3. Kriegerischer Frieden: Versailles 50
  - 3.1. Ein Streit der Interpretationen 50
  - 3.2. Eine deutsch-französische Angelegenheit 52
4. Auge in Auge: 1919–1924 57
  - 4.1. Krieg nach dem Krieg oder Krieg dem Kriege 57
  - 4.2. Eskalation und Deeskalation in den deutsch-französischen Beziehungen: Von der Ruhr zum Dawes-Plan 61
5. 1924–1930: Die große Illusion des Friedens 68
  - 5.1. 1924 – Das Übergangsjahr 68
  - 5.2. Internationale Zusammenarbeit, Abrüstung und Europagedanke: Die Rückkehr des Idealismus? 72
  - 5.3. Ein *circulus vitiosus*? Stabilisierung durch Annäherung und Annäherung durch Stabilisierung 76
  - 5.4. Die wilden Jahre in beiden Ländern 83
  - 5.5. Trügerische Stabilisierung in Deutschland 88
6. Innere und äußere Krisen (1929–1933) 93
  - 6.1. Frankreich: Von einer latenten zu einer tiefen und dauerhaften Krise 93
  - 6.2. Die innere Krise in Deutschland: eine „totale“ Krise 97

- 6.3. Ein neuer Rahmen für die deutsch-französischen Beziehungen:  
Die Anfänge eines tragischen Missverständnisses 101

## II. Fragen und Perspektiven

1. Verletzte und geschundene Gesellschaften 107
  - 1.1. Kriegstrauer als gemeinsames Schicksal? 109
  - 1.2. Nach dem Sieg 115
  - 1.3. Nach der Niederlage 119
  - 1.4. Die Herausbildung eines kollektiven Gedächtnisses nach dem Krieg – ein Vergleich: Das Beispiel der Kriegerdenkmäler 121
2. Wiederaufbauen und Reparieren 125
  - 2.1. Das Land und die Städte 125
  - 2.2. Die verletzten Körper und Seelen der Heimkehrer 128
  - 2.3. Leere ausfüllen und Lehre aus dem Krieg ziehen: Militante Diskurse und Praktiken am Beispiel der Dolchstoßlegende 132
3. Die besetzten Gebiete: Ort des interkulturellen Zusammentreffens und der täglichen Erfahrung von ‚Fremdherrschaft‘ 138
  - 3.1. Eine besondere deutsch-französische Geschichte 138
  - 3.2. Zeitlich und räumlich unterschiedliche Situationen 140
  - 3.3. Die Gewalt des ersten Kontakts. Die militärische Besetzung 1918–1919: „Prestige des Siegers“ oder Ursprungstrauma? 142
  - 3.4. Die Hasskampagne der „schwarzen Schmach“ 148
4. Die Mandatsgebiete: Besetzung und französische Einflussnahme auf deutschem Gebiet 155
  - 4.1. Das Saargebiet unter Mandat: Eine Besetzungserfahrung? 155
  - 4.2. Die östlichen Randgebiete und die französische „Besetzung“: Oberschlesien 159
5. Vom offenen Kampf zum Machtkampf 165
  - 5.1. Der Höhepunkt: Kampf, Krise und Krieg an der Ruhr 165
  - 5.2. Die Illusion der Befriedung und die kulturelle Auseinandersetzung zwischen Besatzern und Besetzten im Rheinland 171
  - 5.3. Marginale oder identitätsstiftende Erfahrungen? 179
6. Langsamkeit und Zufälligkeiten bei der kulturellen Demobilisierung: Zwei Fallstudien 181
  - 6.1. Die „kulturelle Demobilisierung“: Versuch einer Definition 181
  - 6.2. Den Krieg nach dem Krieg erinnern: Die Kriegsliteratur nach 1918 183
  - 6.3. Eine langsame und relative Demobilisierung: Das Beispiel der Wissenschaften an den Universitäten 188
    - 6.3.1. Boykott und Gegen-Boykott 188

- 6.3.2. Studenten und Professoren angesichts der deutsch-französischen Beziehungen: Einige Beispiele 191
- 6.3.3. Der besondere Fall der Universität Straßburg 193
- 6.3.4. Die Mehrdeutigkeit von Projekten zum Kennenlernen des Anderen 197
- 7. Unter der Ägide von Locarno 201
  - 7.1. Die Initiativen der Pazifisten: Friede durch die Idee 201
  - 7.2. Kulturelle Vermittler, deutsch-französische Komitees und Zusammenarbeit von Experten: Frieden durch Handlungen 206
  - 7.3. Die Aporien des Geistes von Locarno 213
- 8. 1918–1932/33 als Epoche 217
  - 8.1. Deutsch-französisches Verständnis der Zeit: Chronologie und Zeiterfahrung, zeitgenössische und aktuelle Einschätzungen der Epoche 220
  - 8.2. Die „Brutalisierung“ der Gesellschaften in Frankreich und Deutschland und ihre Rezeption in der Geschichtsschreibung 230
- Zusammenfassung 238
- Deutsch-französische Chronologie 1918–1933 241

### III. Bibliographie 1918–1933

- 1. Quellen, Dokumentensammlungen und Memoiren 245
  - 1.1. Dokumenten- und Quellensammlungen 245
  - 1.2. Zwischen 1918 und 1933 veröffentlichte Werke, Memoiren, Autobiographien und Selbstzeugnisse, Berichte 246
- 2. Sekundärliteratur nach Themen geordnet 248
  - 2.1. Allgemeine Werke und Artikel mit interdisziplinärem und methodologischem Bezug 248
  - 2.2. Biographische Wörterbücher, Prosopographien und Biographien 249
  - 2.3. Internationaler Kontext, allgemeine Werke 250
  - 2.4. Vergleiche, Transfers, Verflechtungen: Methoden und Debatten, Fragen der Geschichtsschreibung und thematische Recherchen 251
  - 2.5. Deutschland: Allgemeine Geschichte und/oder Weimarer Republik 251
  - 2.6. Frankreich: Allgemeine Geschichte und/oder französische Zwischenkriegszeit 253
  - 2.7. Der Erste Weltkrieg, Versailles und die Folgen: Der Krieg nach dem Krieg 253
  - 2.8. Deutsch-französische Beziehungen und internationale Fragen 260

- 2.9. Politische Leben, politische Bewegungen und politische Kulturen in Frankreich und Deutschland 262
- 2.10. Besatzung und regionale und die Grenzen betreffende Fragen (Rheinland, Saarland, Ruhrgebiet, Schlesien, Elsass-Lothringen ...) 264
- 2.11. Wirtschaftliche und soziale Fragen 269
- 2.12. Kulturelles und intellektuelles Leben, Transfers, Kenntnis des Nachbarn und Verständigung, europäische Idee 271

Karte 18

Register 278

# Einleitung: Verletzungen und Traumata

Das Jahr 1918 bedeutete nicht für alle das Ende des Krieges. Für ungefähr 1 376 000 junge Franzosen und 2 034 000 junge Deutsche<sup>1</sup> endete dieser auf tragische Weise im Schlamm des Artois, Flanderns, Lothringens, der Somme oder in den weiten Ebenen Osteuropas. Darüber hinaus sollte der Konflikt – trotz des Endes der Feindseligkeiten – für eine ganze Reihe von „Heimkehrern“, so nannten sich die Veteranen bisweilen, niemals enden: Hatte Kurt Tucholsky nicht 1925 geschrieben, der Soldat des Ersten Weltkriegs sei an das Leben zurückgegeben worden als „ein Ding, das der ziemlich guten Nachahmung eines Menschen glich“<sup>2</sup>? Parallel dazu hatte der französische Schriftsteller und Soldat Léon Werth von der Hauptfigur seines autobiographischen Kriegsromans gesagt, dass dieser, „vom Krieg befreit, rasch begriffen hatte, dass der Krieg ihn nicht unversehrt an das Leben zurückgegeben hatte“<sup>3</sup>.

Die Kriegsversehrten, die durch Gas Vergifteten, die „Kriegsneurotiker“ (4 266 000 französische und 4 216 058 deutsche Verletzte zwischen 1914 und 1918) wie auch die vergewaltigten Frauen, die durch die langen Perioden der Besatzung misshandelten Zivilisten, die Waisenkinder, all die Trauernden, die Witwen, die Eltern, die ihre Söhne an der Front oder durch die Hungerblockade verloren hatten, sie alle mussten ihre Leben während des Ersten Weltkrieges an ihrem Körper, ihrem Herz und ihrem Geist befestigt tragen. Weiterhin waren Millionen von Kindern und Heranwachsenden während der Kriegsjahre sozialisiert worden, einige von ihnen in den besetzten Gebieten in direktem Kontakt mit einem als grausam und schlecht beschriebenen Feind<sup>4</sup>. Die anderen hatten – selbst wenn sie weiter von der Front entfernt waren – eine patriotischere und nationalistischere Erziehung erhalten als je zuvor<sup>5</sup>.

- 1 WINTER 2004 [417], S. 1077. Die weiter unten zitierten Zahlen zur Kriegsbilanz stammen, falls nicht anders vermerkt, alle aus diesem Artikel.
- 2 TUCHOLSKY, Staatsmorphium, in: Die Weltbühne 17.11.1925, zitiert nach <http://www.textlog.de/tucholsky-staatsmorphium.html> [28], siehe auch dasselbe auf Französisch in TUCHOLSKY 1981 [83], S. 84.
- 3 WERTH 1919 [86], S. 313.
- 4 PIGNOT 2006 [655].
- 5 U. a. AUDOIN-ROUZEAU 1993 [258].

## Die Zwischenkriegszeit als Versuch der Kriegs- und Traumabewältigung

Um die Anfänge von Weimar besser zu verstehen, hatte der Historiker Peter Gay, Freud-Biograph und Kenner der deutschen Kultur, seit 1968 die Vorstellung des „Geburtstraumas“ der deutschen Republik vorgeschlagen, indem er „die vier ersten Jahre der Republik (betonte), die aus fast ununterbrochenen Krisen bestanden“ und „einem blutigen Bürgerkrieg“<sup>6</sup>. Der Begriff wurde seither auch von anderen Historikern übernommen. Diese resümierend, spricht Jean Solchany in Bezug auf Weimar von einer „außergewöhnlichen Anhäufung von Traumata“<sup>7</sup>.

Während die Historiker jedoch vor allem die Traumata dieser Zeit, die Niederlage und Versailles in den Vordergrund stellen, vergessen sie fast, die große Ursprungskrise zu benennen. Das große Trauma war nicht nur das der Gründung der Republik, es war in erster Linie das des Krieges und des Kriegsausgangs. In dieser Hinsicht war Deutschland kein Sonderfall. Die Problematik betraf jede Bevölkerung, die vom industriellen Töten betroffen war und diesem in weiten Teilen und zu ihrem Unglück zugestimmt hatte, zumindest für eine gewisse Zeit. Die Zivilbevölkerung musste nun nolens volens „im Schatten des Weltkriegs“<sup>8</sup> weiterleben. Selbst ein Richard Bessel, der durchaus Zweifel hinsichtlich der Kriegsauswirkungen hegte und sie dabei nicht immer in sozialer Hinsicht bemaß, schließt sein Werk doch mit der Feststellung ihrer enormen Bedeutung für Deutschland<sup>9</sup>. Vielleicht muss man tatsächlich auch an anderer Stelle als in der Gesellschaft und den sozialen Gruppen nach den Auswirkungen des Krieges suchen. Wie dem auch sei, Michael Geyer stellte fest: „In kaum einer anderen Zeit standen Krieg und Tod so sehr im Mittelpunkt wie in der ersten Nachkriegszeit“<sup>10</sup>.

Die Geschichte Frankreichs und Deutschlands im Speziellen und Europas im Allgemeinen in dieser Zeit ist zunächst und vor allem diejenige der Verarbeitung und Bewältigung der individuellen und kollektiven Erfahrungen im Ersten Weltkrieg<sup>11</sup> sowie der Verletzungen, die diese sowohl für die Individuen als auch für die Gesellschaften bedeuteten. Man kann daraus freilich nicht schließen, dass all diese unleugbaren Verletzungen und Erfahrungen sich in dauerhaften Traumata niedergeschlagen haben. Noch weniger kann man behaupten, „das“ Trauma als individuelles und persönliches Phänomen könnte im Fall einer großen Anzahl von Traumatisierten in ein „Kollektivtrauma“ mit greifbaren sozialen Folgen

6 GAY 1968 [199], S. 25–26

7 SOLCHANY 2003 [225], S. 22.

8 Um einen Ausdruck im Titel des Werkes von KRUMEICH/SCHRÖDER 2004 [632] zu übernehmen.

9 BESSEL 1993 [191], S. 284.

10 GEYER 1995 [322], S. 678.

11 Über den Begriff der Kriegserfahrung siehe u. a. BUSCHMANN/CARL 2001 [293], S. 11–26.

münden. Spezialisten zufolge erlebt der Einzelne ein Trauma, wenn er sich in Todesgefahr befindet. Die – meist visuelle – Wahrnehmung ist der Ausgangspunkt für einen psychischen Einbruch, hervorgerufen durch einen „unvorhergesehenen Unfall“, der einen Effekt von „Lähmung“, ein Eintauchen in „das Entsetzen, den Terror“ hervorruft, indem er den Tod und die Zerstörung des Körpers gegenwärtig macht. Der Staat ist nicht mehr in der Lage, einen Diskurs herzustellen, der ausreichend isoliert betrachtet werden und „rechtfertigen (könnte), warum der Einzelne sich *dort* wiederfand, zu genau jenem Zeitpunkt, als sein Leben verneint wurde, sein Tod vergegenwärtigt“. Anschließend wird die Wiederholung, deren Rhythmus sich nach einer Latenzphase beschleunigt, das bestimmende Symptom der traumatischen Neurose<sup>12</sup>. Aber das Trauma drückt sich ebenso oft im Schweigen aus. Der Psychiater Jean-Marc Berthomé erinnert daran, dass es sich jenseits der Erfahrung befindet, dass es a priori nicht „objektiv“ sein kann<sup>13</sup>. Für viele Menschen war es deshalb seelisch – wie auch körperlich – unmöglich, den Krieg hinter sich zu lassen.

Auf der Grundlage der Quellen, über die wir verfügen, ist es sehr schwierig, die Anzahl der wirklich Traumatisierten, im exakten Sinn des Wortes, festzustellen. Es ist jedoch unzweifelhaft, dass der Erste Weltkrieg Millionen von Individuen getroffen und diese in jeder Hinsicht „verletzt“ hat. Doch auch wenn die durch den Massenmord verursachten Traumata ihre Wurzeln in der seelischen Struktur haben, stellen sie ebenso einen Untersuchungsgegenstand für den Historiker dar. Michael Geyer hat in dieser Hinsicht auf den unterschiedlichen „Umgang mit dem (Massen)tod“ nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg in Deutschland hingewiesen. Man könnte hier die Unterschiede zwischen Frankreich und Deutschland bezüglich der Art anfügen, wie sie den Krieg hinter sich ließen. Diese Unterschiede machen seiner Meinung nach die Vorstellung von einer einzigartigen psychischen und ahistorischen Antwort auf das Trauma zunichte und eröffnen damit „die Möglichkeit einer historischen Betrachtung dieser Problematik“<sup>14</sup>.

Eine der Aufgaben, die sich dem Historiker stellen, besteht genauer gesagt darin, diese Millionen von individuellen Verletzungen zusammenzurechnen. Ab wann wird diese Addition einzelner traumatischer Schocks zum großen kollektiven Trauma einer ganzen Gesellschaft, zu einer „sozialen Krankheit“<sup>15</sup>, um den Ausdruck von George L. Mosse zu übernehmen? Eine „soziale Krankheit“, die die Zauberberlinge der Politik sich weiterentwickeln lassen, um besser behaupten zu können, sie zu behandeln. Der Nationalsozialismus konnte von den Deutschen, die sich ihm anschlossen, als ein Mittel betrachtet werden, das Trauma des Krieges und der Niederlage zu bekämpfen – im selben Moment, als sie dieses Mittel ersannen und

12 BERTHOMÉ 1997 [91], S. 35–41.

13 Ebd., S. 32–24.

14 GEYER 1995 [322], S. 678

15 MOSSE 2000 [372].

ohne Unterlass immer wieder neu erfanden<sup>16</sup>. Dieses Trauma war daher vielleicht mehr noch als eine medizinisch feststellbare Realität eine kulturell und politisch vermittelte Konstruktion – zum Beispiel durch die Kriegsliteratur, aber auch durch Mythen, politische Reden, künstlerische und kulturelle Produktionen sowie durch Interpretationen. Selbst wenn sich diese Darstellungen als falsch und ohne Bezug zum wirklich im Krieg Erlebten erwiesen, so stellt sich die Frage, warum auf diese mittelbaren kulturellen Konstruktionen des Krieges zurückgegriffen wurde.

Die Frage kann nicht dadurch gelöst werden, dass man die Idee eines direkten Einflusses des Krieges auf die Nachkriegsgesellschaften und ihre politische Entwicklung verneint<sup>17</sup>, und gleichzeitig die Einflüsse der kulturellen Produktion eingesteht, die ein mythisches Bild des Krieges bieten. Der Bezugsrahmen in diesem Fall, so instrumentalisiert und deformiert er auch sein mag, bleibt der vorangegangene Krieg mit seinen Auswirkungen. Die sozialen Akteure, die sich seiner bemächtigen, beabsichtigen daraus Gewinn zu ziehen, selbst wenn sie ihr politisches Kalkül eingestehen müssen. Sie erwarten implizit, dass diese Mobilisierung ein Echo in der vom Krieg geplagten Öffentlichkeit findet, während diese ihn zu vergessen sucht. Auf der anderen Seite des politischen Spektrums war der Pazifismus durch seine radikale Demobilisierung der kollektiv geteilten Vorstellungen während des Krieges letztlich auch ein Mittel, eine neue Bedeutung zu erschaffen, die der Kriegswirklichkeit übergestülpt werden konnte. Er erlaubte, diese neu zu interpretieren und sich von dem Sinn, den man dem Krieg zwischen 1914 und 1918 gegeben hatte, ebenso zu distanzieren wie von jenem, den ihm die politischen Gegner nach 1918 gegeben hatten.

Ohne in die Falle des teleologischen Ausdrucks „Zwischenkriegszeit“ zu tappen, ohne sich vom „Dämon des Ursprungs“<sup>18</sup> heimsuchen zu lassen oder sich in monokausalen Erklärungen zu ergehen, geht es darum, eine Darstellung der deutsch-französischen Geschichte nach 1918 zu wagen und auf diese Art und Weise vielleicht neue Interpretationsmöglichkeiten zu eröffnen.

### **Die Angemessenheit historischer Zugänge für das Problem und den gewählten Blickpunkt**

Für die Fragen, die wir aus unserem Blickpunkt an den Kriegsausgang stellen, funktionieren die üblicherweise von Historikern benutzten Analyserahmen, die Untersuchung des Sozialen, Ökonomischen, Politischen und Kulturellen nicht – auch wenn sie für Einzelstudien über die eine oder andere Frage oder für Vergleichsdarstellungen durchaus aussagekräftig sind<sup>19</sup>. Es geht auch nicht

16 KRUMEICH 2004 [631], S. 9.

17 Für eine Darstellung dieser Debatten siehe II.8.

18 BLOCH 1974 [93], S. 27.

19 Z. B. CHARLE 2001 [166].

darum, lediglich die „Beziehungen“ zwischen den zwei Ländern zu untersuchen, seien es nun diplomatische Beziehungen oder, in einer neueren Perspektive, die Kontakte und Transfers zwischen den verschiedensten transnationalen Akteuren auf unterschiedlichen Ebenen.

Ebenso wenig soll die zentrale Frage nach dem Vermächtnis des Ersten Weltkriegs beantwortet werden, indem man sich damit zufriedengibt, zwei Antworten nebeneinanderzustellen – so treffend diese Differenzierung auch sein mag: auf der einen Seite eine Siegermacht, auf der anderen Seite ein besiegt Land. Dieser Vergleich würde es verhindern, die gemeinsame Dynamik und die „Verflechtungen“ zu erfassen, die beide Gesellschaften gleichermaßen betrafen.

Um auch diese Frage beantworten zu können, haben wir uns entschieden, „in Fällen zu denken“<sup>20</sup>, auch wenn die Auswahl bisweilen willkürlich erscheinen mag. Wir werden dabei von Inhalten ausgehen, die es erlauben, ganz nahe an die Fragen des Kriegsausgangs und des Traumas mit seinen Auswirkungen in der untersuchten Epoche heranzugehen – notfalls anhand von sehr genau beschriebenen Beispielen.

Dennoch ist diese Herangehensweise nicht willkürlicher als die klassische nationale oder binationale Analyse – wie die deutsch-französische Perspektive – oder die Untersuchung einer Epoche<sup>21</sup>, die in unserem Fall eine Relevanz für die deutsche Geschichte besitzt – jene von Weimar, 1918–1932/33 –, aber auf den ersten Blick weitaus weniger wichtig für Frankreich ist.

Für Marc Bloch und die *Annales*-Historiker findet sich alles in der gestellten Frage. Im Mittelpunkt des vorliegenden Werkes steht ein Problem: die Verletzungen zweier Gesellschaften – die eine siegreich, die andere besiegt – und ihre Auswirkungen als Vermächtnis des Krieges und seiner unmittelbaren Folgen. Dieses Problem mittels einiger spezifischer Themen anzugehen, sollte den Tunnelblick verhindern, durch den uns andere miteinander verbundene und voneinander abhängige Geschichten, andere „geteilte Geschichten“ entgangen wären.

Tatsächlich blickt Deutschland nicht nur gen Westen und auf Frankreich. Die Beziehung Frankreichs zu seinem alten besiegt Gegenüber wiederum ist keineswegs eine exklusive gegenüber anderen, genauso wichtigen Zusammenhängen.

Die Auswahl einiger Inhalte erlaubt es außerdem, die Ergebnisse neuerer Forschungen und Herangehensweisen zu würdigen und zu präsentieren, welche die Untersuchungen zur deutsch-französischen Zeitgeschichte in den letzten Jahren nachhaltig beeinflusst haben. Hartmut Kaelble hat darauf hingewiesen, dass die vergleichende Geschichte, die Geschichte von kulturellen Transfers, die transnationale Geschichte, die historischen Verflechtungen oft von den Praktizierenden der deutsch-französischen Geschichte initiiert, getragen und ausprobiert – und sogar kritisiert – wurden.<sup>22</sup>

20 REVEL 2005 [184].

21 Der Folgeband der Reihe von Stefan Martens beginnt im Jahr 1932.

22 KAEUBLE 1991 [176], Kaelble 1999 [177].

Es überrascht also nicht, dass sich hier Kapitel zur vergleichenden Geschichte ebenso finden wie andere, die kulturelle Transfers in den Mittelpunkt stellen oder versuchen, historische Verflechtungen aufzuzeigen. Ein Ziel dieser verwandten, aber doch verschiedenen Methoden ist es dabei, neue Fragen aufzuwerfen.

### **Eine vergleichende Kulturgeschichte des Kriegsausgangs in zeitlicher Tiefe**

Gleichzeitig mit einer Erneuerung der Methoden, die den nationalen Bezugsrahmen für Untersuchungen hinter sich lassen, erleben wir seit rund 15 Jahren neben neuen Studien zum Nationalsozialismus und zum Zweiten Weltkrieg<sup>23</sup> auch eine grundlegende Erneuerung hinsichtlich der Geschichte des Ersten Weltkriegs auf beiden Seiten des Rheins, aber auch in Großbritannien, Belgien<sup>24</sup>, Irland und den Vereinigten Staaten.

Im Zentrum dieser neuen Arbeiten steht die Frage nach der „Kriegserfahrung als Gewalterfahrung“<sup>25</sup> und nach deren Auswirkungen auf kurze, mittlere und lange Sicht. Es geht vor allem darum, zu verstehen, wie „derjenige, der den Krieg erlebt hat, einen ungestillten Hass hervorbringen konnte, der sich in den Taten und Gesten der ‚Freikorps‘ und der SA-Trupps ausdrückte, sich vielleicht auch in den Aktionen der *Croix-de-Feu* zeigte, und gleichzeitig pazifistische Überzeugungen und Bewegungen schaffte“<sup>26</sup>. Diese Frage drückt im Prinzip die Möglichkeit und die Formen dessen aus, was John Horne die „kulturelle Demobilisierung“ nannte. Sie wird auch von George L. Mosse gestellt, wenn er von der „Brutalisierung“ der europäischen Gesellschaften durch den Ersten Weltkrieg spricht<sup>27</sup>.

Die Berücksichtigung dieses Phänomens zur „Erklärung“ der Nachkriegszeit schließt wohlgerne den Einfluss anderer, eher politischer Faktoren nicht aus – wie etwa die Niederlage, den Versailler Vertrag, den Sturz des bestehenden politischen Systems, die gescheiterte Revolution, die fehlgeschlagenen Putschversuche der extremen Rechten sowie eher konjunkturelle, wirtschaftliche und soziale (Hyperinflation, Weltwirtschaftskrise ab 1929, Arbeitslosigkeit) oder sogar lokale Faktoren, im Falle der besetzten oder unter Mandat stehenden Gebiete wie dem Saargebiet. Eine der Schwierigkeiten für den Historiker liegt genau darin, das Gewicht der einzelnen Faktoren sowie ihre Gesamtwirkung zu bestimmen.

23 Über die Unterschiede, Gemeinsamkeiten und den Dialog innerhalb der Geschichtsschreibung zu beiden Kriegen vgl. u. a. BEAUPRÉ/DUMÉNIL/INGRAO 2004 [271]. Zum Nationalsozialismus und den Debatten zum französischen Faschismus vgl. den Folgeband von Stefan Martens.

24 JAUMAIN/AMARA/MAJERUS/VRINTS 2005 [341], HIRSCHFELD/KRUMEICH/RENZ 2003 [335] und AUDOIN-ROUZEAU/BECKER 2004 [267].

25 MAJERUS 2004 [364].

26 KRUMEICH 2002 [350], S. 13.

27 Zu den Diskussionen über dieses Modell siehe Punkt 8.2.

Die gewählte Zeiteinteilung ist eine weitere Schwierigkeit des Unterfangens. Sie ist tatsächlich in erster Linie politisch und deutsch, denn sie korrespondiert auf den ersten Blick mit den kurzen 15 Jahren der Weimarer Republik. Die Frage der Verletzungen und ihrer Behandlung – oder der Unmöglichkeit ihrer Behandlung – erlaubt es gerade, den chronologischen Rahmen hinter sich zu lassen, der politisch gesehen keine Relevanz für Frankreich besitzt, obwohl im Januar und Februar 1934 auch die Frage nach dem Umgang Frankreichs mit dem Erbe des Ersten Weltkriegs gestellt wird, denn die Akteure des 6. Februar 1934 sind in erster Linie Kriegsveteranen. So wichtig dieses Ereignis auch sein mag, es besitzt für die französische Geschichte dennoch bei weitem nicht das Gewicht, das in der deutschen Geschichte dem „Tag von Potsdam“ zukommt, der symbolischen Machtübergabe zwischen dem alten Feldmarschall und dem kleinen Gefreiten fünfzehn Jahre nach Kriegsende.

Der Zugang über die Frage des Kriegsausgangs erlaubt es also auch, einen Vergleich über den starren chronologischen Rahmen der deutschen Politikgeschichte hinaus anzustellen, der sonst einfach über den französischen Fall übergestülpt würde. Er erlaubt außerdem den bereits von anderen vor uns unternommenen Versuch, „den Verzerrungseffekt zu überwinden, der aus der außerordentlichen Aufmerksamkeit resultiert, die der Nationalsozialismus auf sich zieht und der den Blick auf das zeitgenössische Deutschland als Ganzes vernebelt“<sup>28</sup>. Der gleichzeitige Blick auf Deutschland und Frankreich sowie auf die Entwicklungsgeschichte des untersuchten Zeitraums verhindert die Fokussierung auf die Weimarer Republik als letzten chronologischen Abschnitt des *Sonderwegs*, der von Bismarck zu Hitler oder bei einigen sogar von Luther zu Hitler führte, oder auch als Zeit der „Krise der klassischen Moderne“<sup>29</sup>.

Es ist richtig, dass der Nationalsozialismus, der Höhepunkt des gewählten Zeitabschnitts, implizit auch der Ausgangspunkt dieser Studie ist. Der Vergleich, aber vielleicht noch mehr die Reflexivität<sup>30</sup> dieser Arbeit und all jener, die sie ermöglicht haben, lassen uns die Teleologie beleuchten, welche die Darstellung dieses Zeitabschnitts mehr als jeder andere beinhaltet, und sogar die Bedeutung von Zufälligkeiten herausarbeiten. Ohne der im Nachhinein so bezeichneten „Zwischenkriegszeit“ eine hypothetische Einheit bezüglich des Vorausgegangenen und dem Folgenden zuzuschreiben und ohne den Zeitraum auf einen simplen „zwangsläufigen Übergang“ von einem Krieg zum nächsten zu reduzieren, geht es darum, die beiden Ländern gemeinsamen und unterschiedlichen, voneinander abhängigen und getrennten, transnationalen und nationalen kulturellen und sozialen Dynamiken herauszuarbeiten, die diesen fünfzehnjährigen Frieden im dreißigjährigen Krieg belebten.

28 SOLCHANY 2003 [225], S. 2.

29 PEUKERT 1987 [217]. Die Interpretation von Peukert ist selbst eine Art Antwort auf das Modell des *Sonderwegs*, siehe MÖLLER/KITTEL 2002 [511], S. XV; WIRSCHING 1999 [187].

30 WERNER/ZIMMERMANN 2004 [186].

Das vorliegende Werk möchte daher die deutsch-französische Geschichte von 1918 bis 1932/33 eher erforschen denn ex cathedra präsentieren<sup>31</sup>. Diese Erforschung beinhaltet zunächst eine ausführliche Darstellung, die als Untersuchungsrahmen dient und es dem Leser ermöglicht, die ausgewählten und von der Herangehensweise bestimmten Fälle einzuordnen<sup>32</sup>.

Diesem einleitenden Abschnitt folgen einzelne Schlaglichter, die es erlauben, die methodischen Werkzeuge der vergleichenden Geschichte, der Geschichte der Transfers und der Geschichte der Verflechtungen anzuwenden. Wir untersuchen in ganzer chronologischer Breite über den Gesamtzeitraum die von der Geschichtsschreibung neu gestellte Frage nach den Verletzungen des Krieges und den Mitteln, die von den Individuen und der Gesellschaft zur Verfügung gestellt wurden, um sie zu überwinden.

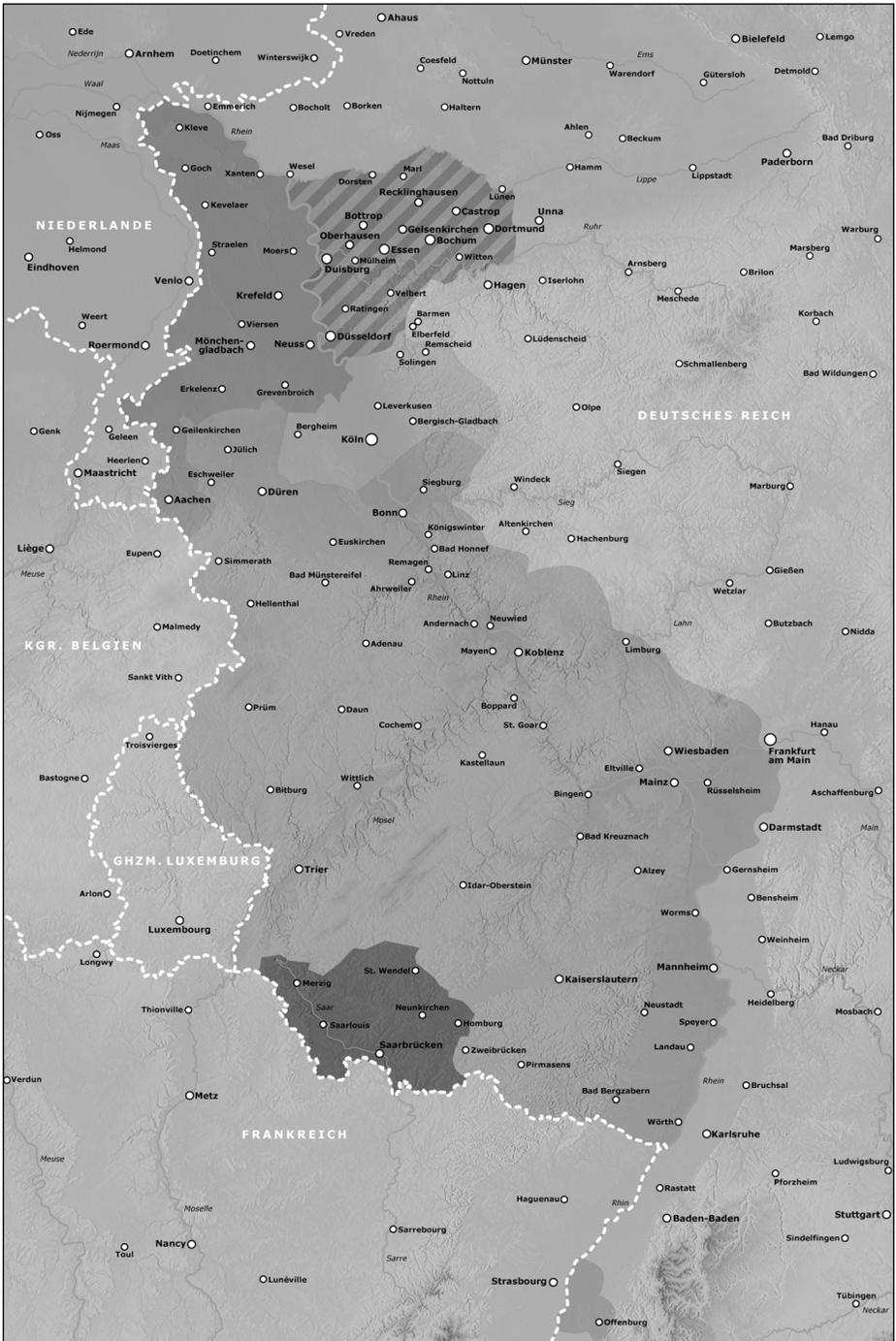
Anschließend beschäftigen wir uns mit Fragen, die ebenfalls unter dem Gesichtspunkt der Sozial- und Kulturgeschichte erneut untersucht werden: Die Besetzung des Rheinlands und des Ruhrgebiets sowie die Völkerbundsmandate über das Saarland und Oberschlesien – wo Frankreich eine zentrale Rolle spielte – werden heute als Orte der direkten Wechselwirkung ganz unterschiedlicher Natur zwischen Deutschen und Franzosen betrachtet. Diese Frage der Interaktion, der transnationalen Begegnungen wird ebenfalls zwei thematische Kapitel füllen; sie sind dem kulturellen und intellektuellen Transfer in dieser Zeit gewidmet, einem Pionierthema hinsichtlich der deutsch-französischen Untersuchungen. Das Buch schließt mit einem Kapitel, das die zwei jüngsten Interpretationen des behandelten Zeitraums präsentiert und hier unter dem Fokus der deutsch-französischen Herangehensweise genauer beleuchtet.

31 Der Aufstieg des Nationalsozialismus und das autoritäre bzw. faschistische Abgleiten in Frankreich werden im nächsten Band der Reihe behandelt.

32 Siehe auch die Chronologie am Ende des Bandes.

# I. Überblick





**Verwaltung bzw. militärische Besetzung der westdeutschen Gebiete, Ende 1923**

Völkerbund

Frankreich

Interalliiertes Hoher Ausschuss für die Rheinlande - "Rheinlandkommission"

Vereinigtes Königreich von Großbritannien und Irland

Königreich Belgien

Frankreich



# 1. Den Krieg beenden?

## 1.1. Eine allgemeine Erwartung: Der Sieg

Bei der Wahl einer Perspektive ist es manchmal wichtig, „nicht alles sehen zu können“, um „einen Gesamtüberblick zu erhalten“<sup>33</sup>. Einen solchen partiellen Gesamtüberblick wollen wir hier geben. Wir haben in der Tat nicht vor, die *x-te Meistererzählung* anzubieten, sondern vielmehr einen Rahmen, in den sich sowohl eine reflexive Ebene hinsichtlich der Probleme und Untersuchungsobjekte dieser Epoche als auch die ‚Fälle‘ und Themen einordnen lassen, die wir im zweiten Teil dieses Buches behandeln werden.

Heute erinnert man sich an das Jahr 1918 wegen seines Endes, gleichsam als hätte es im November begonnen. Dieser Monat markierte das Ende des Kaiserreichs und somit den Anfang einer neuen Epoche. Trotzdem ist dieses Jahr nicht nur wegen seines doppelten Endes ein Übergangsjahr, denn im Laufe des Jahres 1918 veränderte der Erste Weltkrieg noch einmal sein Gesicht. Deshalb ist es grundlegend wichtig, sich mit dem letzten Kriegsjahr zu beschäftigen, um die Auswirkungen des Krieges und der unmittelbaren Nachkriegszeit auf die 1920er und 1930er Jahre zu ermessen<sup>34</sup>. Dies ist umso wichtiger, als die klassischen Geschichtswerke dieser Epoche, sowohl deutsche als auch französische, aufgrund von chronologischen Trennlinien die Kriegszeit selten mit einbeziehen. Die Spezialisten für Weimar oder die französische Zwischenkriegszeit, die sich mit Gesamtdarstellungen befasst haben, sind selten Experten für den Ersten Weltkrieg. In diesem Zusammenhang ist dieses Werk ebenso ein Versuch wie auch eine Synthese, die die Wechselwirkungen zwischen beiden Nachbarländern zusammenfasst.

Aus dieser Perspektive verdienen einige Elemente eine besondere Aufmerksamkeit. Über die politische Regelung des Konfliktes durch die Pariser Verhandlungen und die Verträge von 1919 hinaus geht es darum zu untersuchen, wie die beiden Länder militärisch den Krieg hinter sich gelassen haben und wie das Kriegsschicksal interpretiert wurde, als es sich abzeichnete sowie kurz danach. Es geht aber auch darum, in welchem Zustand die deutsche und französische Bevölkerung im letzten Kriegsjahr und im ersten Friedensjahr lebte, das für die einen vom Sieg, für die anderen von der Niederlage gekennzeichnet war.

Der Versuch, diese Erfahrungen zu rekonstruieren, die von ganz verschiedenen Variablen wie Alter, Geschlecht, Nationalität, regionale Herkunft, soziale

33 Arnold Gehlen zitiert nach BREUER 1996 [486], S. 8.

34 Über die Debatten, die sie hervorrufen, siehe II.8.

Klassen etc. abhängen, ohne die spezifische Reaktionsweise jedes Individuums auf das Ereignis mit einzubeziehen, mag ein gewagtes Unterfangen sein. Es ist jedoch ohne Zweifel eine der Pflichten des Sozial- und Kulturhistorikers, dieses Wagnis einzugehen, selbst wenn er um die Unvollkommenheit des Ergebnisses weiß.

Die Aufgabe ist umso schwieriger, als der Sinn, der dieser Erfahrung gegeben wird, mindestens genauso wichtig ist wie die Erfahrung selbst. Dieser Sinn aber, der für den Historiker durch die überlieferten Quellen leichter zugänglich ist – etwa durch Memoiren, Zeugnisse, Korrespondenzen und kulturelle Hinterlassenschaften –, ist gleichzeitig eine Projektionsfläche und ein Schutzschirm. Die Aussage von Zeitzeugen, um nur ein grundlegendes Beispiel zu nennen<sup>35</sup>, erlaubt eine Annäherung an die Kriegserfahrungen, lässt aber gleichzeitig einen Vorhang zwischen diese und den Leser fallen, der unter Umständen ein Gefangener des Blicks des Zeitzeugens werden kann. Aber man darf sich nicht mit der Aporie zufriedengeben. Der Kriegsausgang bietet einen großen und weiten Interpretationsspielraum für den Krieg im Spiegel seiner Auswirkungen. Er erfordert es auch, zu den Erwartungen der Akteure zurückzukommen, zu ihren Zukunftsvorstellungen, zu der Art und Weise, wie die Zukunft, die sie sich vorstellten, Vergangenheit wurde<sup>36</sup>.

Der daraus resultierende Streit der Interpretationen schafft die Möglichkeit, etwas von dem Kaleidoskop an Erfahrungen wiederzufinden. Eine andere Methode kann der Vergleich und die Reflexivität des historischen Blicks darstellen. Die Historisierung von Erwartungen – und ihre Enttäuschung<sup>37</sup> – ist ebenfalls wichtig. Daher erscheint es angemessen, zunächst die Erwartungen an den Konflikt zu untersuchen sowie die Weise, wie sich Deutsche und Franzosen den Kriegsausgang vor 1918 vorstellen konnten. Wir behaupten nämlich, dass der Schock über die Diskrepanz zwischen Kriegserwartung und tatsächlichem Kriegsausgang im Zentrum der Erfahrungen des Kriegsendes steht und in beiden Ländern schwer auf der Nachkriegszeit lastet. Der Sinn, der diesen Ereignissen gegeben wurde, und die Art und Weise ihrer Darstellung sind nicht nur Projektionen, sondern echter Teil der Erfahrung selbst, ebenso wie die „wirklich erlebte“ Alltagserfahrung. Beide sind unzertrennlich.

Die neueren Untersuchungen zur Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs haben sich genau auf diese Kriegserwartungen konzentriert, das heißt letztlich auf die ultimativen Ziele, die man sich von der Konfliktregelung erwartete. Das Aufkommen dieser Erwartungen und die enorme Investition spontaner Gefühle in diese Erwartungen bildete das Zentrum der „Kriegskulturen“<sup>38</sup>. Tatsächlich

35 BEAUPRÉ 2006 [741], REIMANN 2000 [384].

36 KOSELLECK 1990 [100].

37 FREUD 1915 [46].

38 Die Debatten um diesen Begriff zählen zu den spannendsten der letzten Jahre. AUDOIN-ROUZZEAU/BECKER 1997 [266]. Vgl. den Abschnitt 2.6. der Bibliographie.

drückten sie sich in ihrer großen Verschiedenheit durch Praktiken und Darstellungsformen aus, die gleichzeitig Antworten auf neue Erfahrungen sind, so wie sie erlebt wurden, aber auch das Resultat der affektiven und/oder ideologischen Investition der Individuen angesichts dieser privaten Erfahrungen wie auch der allgemeinen Konfliktsituation. Zusammenfassend könnte man einfach sagen, dass der Krieg niemals indifferent lässt und dass man fast immer etwas Großes von ihm erwartet, etwas Ultimatives: ob das der dauerhafte Frieden ist, der Krieg, der alle künftigen Kriege verhindert – das was die Franzosen mit dem Ausdruck „*la der des ders*“ bezeichnen –, oder die Auslöschung des Gegners und der finale Sieg.

In dieser Hinsicht ist die Stärke der Investition in die Erwartung genauso wichtig wie der Inhalt und die Art der Erwartung. Der Schock der Enttäuschung oder Desillusionierung nach 1918 konnte tatsächlich heftiger kaum sein. Im Fall des besiegten Deutschland ist der Schock zweifellos noch größer, auch wenn der Sieg in Frankreich häufig als bitter und sehr teuer bezahlt empfunden wurde. *Le Petit Provençal* beschreibt die Freudenszenen am 11. November 1918, als 500 000 Personen auf den beflaggten Straßen von Marseille unterwegs waren:

„Jeder vibriert! Enthusiasmus ist an der Tagesordnung. Dennoch sind einige traurig, denn sie beweinen einen der Ihren, der im 51-monatigen Sturm verschwunden ist. Sie weinen um das teure Wesen, das sie dem Vaterland gegeben haben, damit Frankreich eines Tages glücklich sein könne. (...) Falls Sie einen Trauerschleier, einen Trauerflor sehen, Einwohner von Marseille, werdet leise! Verbeugt euch vor dem Schmerz, der für Frankreich erlebt wurde! Verbeugt euch vor denen, die einen der Helden beweinen, die den Sieg errungen haben, den ihr feiert.“<sup>39</sup>

Unter den großen Erwartungen rangierte unbestritten der Friedenswille, manchmal auch interpretiert als „Friedensehnsucht“. Diese war weit verbreitet, aber nicht dem Pazifismus gleichzusetzen. Tatsächlich war der während des Krieges erwartete Frieden keiner um jeden Preis.

Jüngste Forschungen zur Ikone des Pazifismus, Henri Barbusse, haben gezeigt, dass auch für ihn der Frieden einem Sieg über Deutschland untergeordnet war, dem „zentralen Schlupfwinkel von Kaiser, Kronprinz, Gutsherren und Haududen, die ein Volk einkerkern und die anderen einkerkern möchten“<sup>40</sup>. Wenn dieser Satz sein Engagement 1914 rechtfertigte, musste er seinen Appell für einen siegreichen und aufopferungsvollen Frieden während des gesamten Krieges wiederholen, wie z. B. nach den Meutereien, die die französische Armee erschütterten, in den 1917<sup>41</sup> veröffentlichten Artikeln mit dem Titel *Pourquoi te-bats tu?* (Warum kämpfst du?) oder *Jusqu'au bout* (Bis zum Ende):

„Führt diesen Krieg bis zum Ende, bis zum Ende des Elends, des Leidens, des Unglücks und der Schande, die der Krieg seit Millionen Jahren über die Erde verbreitet

39 *Le Petit Provençal* vom 12. November 1918, zit. von LE NAOUR 2005 [358], S. 125.

40 Zitiert nach BEAUPRÉ 2006 [741], S. 34.

41 Über das Jahr 1917, u. a.: BECKER 1997 [281].

hat, opfert euch und gebt euch hin bis zum Ende, damit eure Kinder eines Tages nicht das tun müssen, was ihr getan habt.“<sup>42</sup>

Zweifellos waren die in den Sieg gesetzten Erwartungen von sehr unterschiedlicher Natur. Während die Mehrheit hofft, dass der Krieg „der letzte der letzten“ sein wird, der „Krieg, der allen Kriegen ein Ende setzen wird“, sind die Mittel, um dies zu erreichen, und die mit dieser Idee verbundenen Vorstellungen sehr verschieden. Barbusse versprach sich davon eine neue Welt, besser und befriedet, die nach dem Krieg unter seiner Feder eine kommunistische werden wird. Andere erhoffen sich, Deutschland zu bestrafen oder zumindest durch Waffengewalt und die Verträge eine endgültige Sicherheit für Frankreich und seine Grenzen zu erreichen. Ihrer Meinung nach wird allein diese Sicherheit der Garant für den künftigen Frieden sein.

Aber die Verschiedenartigkeit dieser Erwartungen, die manchmal eine sehr ausgeprägte eschatologische Dimension<sup>43</sup> enthalten, verdecken nicht, dass die häufigste Erwartung der siegreiche Frieden ist. Diese Erwartung erklärt, warum eine Mehrheit von Franzosen wie Deutschen, trotz ihrer extremen Kriegsverdroffenheit und ihres Willens, den Krieg bald enden zu sehen, „nicht ertragen konnten, besiegt zu leben“<sup>44</sup>. Diese Tatsache sollte man umso mehr im Hinterkopf behalten, als das Jahr 1918 eine erneute Mobilisierung dieser großen Erwartungen erlebt, hauptsächlich auf eine Rückkehr des Bewegungskrieges, der eine baldige Entscheidung des Krieges voraussehen ließe.

## 1.2. Ende der Kriegshandlungen und Beginn einer neuen gegenseitigen Feindschaft

Noch vor dem Frieden von Brest-Litowsk vom 3. März 1918 wurde man sich erst in den Kanzleien und dann der Front bewusst, dass die Entscheidung auf den Schlachtfeldern des Westens fallen würde. Natürlich waren Franzosen und Deutsche bei weitem nicht die einzigen Kriegsparteien, die sich gegenüberstanden, aber der Krieg sollte nun in Frankreich gewonnen oder verloren werden. Obwohl der Krieg ein Weltkrieg blieb – die Auswirkungen des US-amerikanischen Kriegseintritts im April 1917 begannen sich nun direkt bemerkbar zu machen –, wurde er in gewisser Weise im Jahr 1918 wieder deutsch-französisch. Die Geister wurden erneut mobilisiert, und die Hoffnungen auf den Sieg waren, nach der wiederholten Niedergeschlagenheit über die Kriegsdauer und nach den Niederlagen in den großen Materialschlachten der Jahre 1915, 1916 und 1917,

42 Zitiert nach DEMM 1999 [310], S. 363. Siehe auch LINDNER-WIRSCHING 2004 [361] und BEAUPRÉ 2006 [741].

43 AUDOIN-ROUZEAU/BECKER 2000 [262], S. 182–195.

44 GEYER 2006 [325], S. 41.

wiederbelebt. Das Jahr 1917 war in der Tat durch eine extreme Kriegsmüdigkeit unter den Kriegsparteien gekennzeichnet, vor allem in Deutschland und in Frankreich. Auch wenn Deutschland nicht wie Frankreich große Wellen von Soldatenmeutereien erlebte, so gab es in beiden Ländern vergleichbare umfassende Streiks<sup>45</sup>.

Diese Streikwellen hatten Ausläufer bis zu Beginn des Jahres 1918, vor allem in Deutschland mit dem großen Streik im Januar 1918. Ihre Auswirkungen waren sogar über das Jahr 1918 hinaus zu spüren, denn sie wurden den Sozialdemokraten in Deutschland ständig von deren politischen Gegnern zum Vorwurf gemacht.

Dennoch wurde diese „Ernüchterung“<sup>46</sup> ab dem Winterende 1917/1918 unterbrochen. Die geschätzte Anzahl der Streikenden 1917 und 1918 bestätigt diese Unterbrechung: In Deutschland waren es 1917 667 000 und 392 000 im Jahr 1918, und in Frankreich 294 000 1917 und 176 000 1918. Im Jahr 1919 steigen diese Zahlen wieder auf 2 321 000 beziehungsweise 1 151 000<sup>47</sup>.

De facto hatte die Aussicht auf das Kriegsende, und damit auf eine letzte Anstrengung zur Beendigung des Krieges, einen gewissen abschreckenden Effekt, der sich in diesem umfassenden Absinken der Anzahl der Streikenden im Jahr 1918 niederschlägt.

Weiterhin muss angefügt werden, dass die Streiks in der Heimat nicht die Solidarität der Frontsoldaten fand, die sie in ihrer ganz großen Mehrheit ablehnte. Diese Tatsache wird besonders deutlich im Fall des deutschen Streiks vom Januar 1918. Die Soldaten – von denen die Mehrheit Bauern waren und aus der Provinz stammten – hielten die Berliner Arbeiter für Privilegierte, die unberechtigterweise den Krieg durch die Streiks verlängerten, und forderten sie auf, zu ihnen an die Front zu kommen<sup>48</sup>.

Im Fall Deutschlands können der deutsche Sieg im Osten 1918 und seine Inszenierung durch das Große Hauptquartier, das an seine eigenen utopischen Fiktionen vom Aufbau eines von Deutschland abhängigen Militärstaates glaubt, der Bevölkerung weismachen, dass die Armee ihre Bemühungen auf die Westfront übertragen und schließlich den Sieg davontragen könnte.

Das Abenteuer der Besetzung im Osten und im sogenannten Gebiet Ober Ost wird von intensiven Propagandabemühungen und einer millenarischen Phantasiewelt bezüglich eines Großdeutschland, der Kolonisation und der Vormundschaft über weite Gebiete Osteuropas begleitet. Diese Propaganda und die Erfahrung, die Millionen Soldaten im eroberten Osten machten, generierten neue mentale Karten (*mental maps*) zeitgleich mit Erwartungen und Ängsten bezüglich der Territorien und ihrer zu kontrollierenden Bevölkerung. Die Erfahrung

45 BECKER 1997 [281], S. 105–111.

46 PEUKERT 1987 [217], S. 36; GAY 1993 [199], S. 25.

47 Die Zahlen stammen aus R. Ia. Ezerov, I. P. Mador, T. T. Timofeev, zit. von CHARLE 2001 [166], S. 285.

48 ZIEMANN 2004 [426], S. 142–144.

gen bezüglich sozialer und demographischer Projektplanung von Ober Ost, die gekonnt in Szene gesetzt wurden, kultivierten diese Erwartungen und Ängste<sup>49</sup>.

Sicherlich kompensiert die Anregung der Vorstellungskraft nicht immer die leeren Bäuche und die immer schwierigeren materiellen Bedingungen, denen die vom Krieg erschöpfte deutsche Bevölkerung unterworfen ist. Die Härte der aufeinanderfolgenden „Steckrübenwinter“, die zum Teil der alliierten Blockade zuzuschreiben sind, und die im Krieg ungefähr 800 000 Tote bedingten<sup>50</sup>, bestätigte die Deutschen in ihrer doppelten Überzeugung, einerseits einen gerechteren Krieg als der Gegner zu führen, und dass es andererseits notwendig sei, ihn rasch zu beenden. Der Frieden sollte schnell eintreten, aber auch siegreich sein. Die großen siegreichen Frühjahrsoffensiven 1918 und die Rückkehr zum Bewegungskrieg verstärkten den Eindruck, das Ende sei nah und der Sieg noch immer möglich. Tatsächlich hat die Großoffensive den Effekt einer erneuten Mobilisierung<sup>51</sup>, und „das tiefe Streben nach Frieden, das sich in den Korrespondenzen der Soldaten zumindest seit der zweiten Hälfte des Jahres 1916 ausdrückt, geht nun völlig in der Hoffnung auf eine entscheidende Offensive auf“<sup>52</sup>. Die Frustration angesichts des Scheiterns ab dem Sommer hätte größer nicht sein können.

Zugegebenermaßen waren die Erfolge zu Beginn des Frühjahrs überzeugend. Dank eines gewissen Überraschungseffekts aufgrund reduzierter Artillerievorbereitung und der neuen Taktik, mobile Stoßtruppen in das feindliche Grabensystem einsickern zu lassen, ermöglicht es die Offensive Michael ab dem 21. März 1918 zum ersten Mal seit 1914 wieder, die Front in der Picardie zu durchbrechen. Ende Mai wird die Front bei der dritten großen deutschen Offensive im Sektor des Höhenzugs Chemin des Dames nochmals innerhalb von drei Tagen mehr als 60 km tief durchbrochen.

Seither erblickten selbst die am wenigsten kriegerischen deutschen Soldaten, selbst jene, die vorher zu einem Frieden um jeden Preis bereit waren, die Möglichkeit eines siegreichen Friedens, womit sie sich mit denen trafen, für die ein Frieden ohne Sieg undenkbar war. Und erst nachdem Deutschland „seine wesentlichen Ressourcen an Männern und Material in eine intensive Anstrengung hatte fließen lassen, den Sieg zu erzwingen, bevor die Ankunft der amerikanischen Truppen das strategische Gleichgewicht verändern würde, erlebte es eine schwere militärische Krise, die Niederlage und das Chaos der Revolution“<sup>53</sup>. Es stimmt, dass diese zunächst erfolgreiche Offensive extrem kostspielig an Menschen war und die logistische Schwäche einer ausgebluteten Armee ebenso offenbarte wie die Blindheit des Oberkommandos, allen voran Ludendorffs, der Mitte Juli einen Rückzug nach der Niederlage seiner Offensive südlich von Reims ablehnte. Am 18. Juli starteten die

49 LIULEVICIUS 2002 [362], S. 189–217.

50 VINCENT 1985 [405], S. 124–156.

51 ZIEMANN 2004 [426], S. 144–145; ZIEMANN 1999 [421].

52 DUMÉNIL 2004 [316], S. 235.

53 Ebd., S. 229.

Alliierten eine Gegenoffensive im Bereich der Somme. Der Generalstab, und hauptsächlich Prinz Ruprecht von Bayern, begriff nun, dass der Krieg militärisch verloren war. Diejenigen, die sich selbst vom Gegenteil überzeugen wollten, konnten dies nach dem „schwarzen Tag des deutschen Heeres“ am 8. August 1918 nicht mehr: An diesem Tag wird die Offensive von Amiens – durchgeführt vor allem mithilfe von mehr als 400 Kampfpanzern, eine Waffe, an die die Deutschen nicht glaubten – mit 12 000 deutschen Gefangenen und ungefähr 18 000 Toten und Verletzten bezahlt. Das Jahr 1918 ist demnach von extremen Wechseln der Truppenmoral gekennzeichnet, deren revolutionäre und gegenrevolutionäre politische Auswirkungen noch näherer Untersuchungen bedürfen<sup>54</sup>.

Im Oktober 1918 bewegt eine Debatte die Ebene ziviler und militärischer Führungsträger, bevor sie in die Öffentlichkeit gelangt: die einer *levée en masse* (Massenaushebung). Für Michael Geyer, der ihre Bedeutung betont, konnten Revolution und Niederlage erst ihren Lauf nehmen<sup>55</sup>, als die Option eines Volkskrieges oder eines Endkampfes – oft nur mit größtem Widerwillen wie im Falle des Reichskanzlers Max von Baden – beiseite geschoben war.

Die politische Entscheidung des Kanzlers und des Reichstages, keinen Endkampf mithilfe einer Massenaushebung zu führen – eine Möglichkeit, die vor allem von Walther Rathenau unterstützt wurde –, als die militärische Niederlage, wie vom Führungsstab zugegeben, vollzogen war, zeugt von großem politischen Mut: „Wichtiger als die militärischen und die Belange des Nationalstolzes war es, den Krieg durch politische Mittel zu beenden“<sup>56</sup>, schreibt Michael Geyer, nicht ohne anzufügen, dass diese Entscheidung der Ausgangspunkt für tiefe soziale und politische Spaltungen war. Für viele auf Seiten der Rechten und der extremen Rechten war der Endkampf nur vertagt.

Die Erzählungen vom Kriegsende und dem Anfang der Weimarer Republik betonen nun aber immer den „verdeckten Streik der Soldaten“ und die „Verdrossenheit“<sup>57</sup> der Zivilbevölkerung. Selbst wenn diese Phänomene echt sind und sich auf chronische Weise verschärfen, als die dramatischen Nachrichten vom Zustand der Armee an der Front durchsickern, darf man nicht vergessen, dass diese Haltung einer mächtigen Bewegung allgemeiner Remobilisierung, vor allem im Jahr 1918, folgte. Dieser Augenblick der Remobilisierung war selbst eine Episode enormen Einsatzes, der 50 Monate lang – mit Höhen und Tiefen – die Bevölkerung beider Länder mobilisiert hatte.

Die Demobilisierung von im Krieg befindlichen Körpern und Geistern folgte also auf sehr große Erwartungen. Sie war auch weniger die Ursache als die Konsequenz der militärischen Niederlage. In Deutschland zerbrach die „Dynamik der Zustimmung“<sup>58</sup> angesichts des Wissens um die Niederlage.

54 ZIEMANN 1999 [421], S. 182.

55 GEYER 2001 [323], S. 475.

56 Ebd., S. 502.

57 DEIST 1986 [305] und DEIST 1992 [306].

58 DUMÉNIL 2004 [316], S. 255.

Detlev Peukert hat außerdem betont: „Angesichts der millenarischen Hoffnungen, die der Weltkrieg geweckt hatte, musste jeder Friedensschluss zur Enttäuschung führen“<sup>59</sup>. Dies ist umso wahrer, als diese „millenarischen Hoffnungen“ und andere „eschatologischen Erwartungen“ ein letztes Mal in der ersten Hälfte des Jahres 1918 anschwellen und sich bis zur Idee einer Massenaushebung oder eines Endkampfes im Oktober hielten. Dabei erreichten diese Hoffnungen ein Niveau, das sie seit 1914 nicht mehr hatten. Es handelte sich hier weniger um Euphorie – schwer möglich nach vier Jahren Massensterben – als vielmehr um den Entschluss, den Sieg zu erzwingen, um Frieden zu haben.

Sebastian Haffner, damals ein Jugendlicher, verdeutlicht diese geistige Remobilisierung sehr gut: „Ich wartete tatsächlich auf den Endsieg noch in den Monaten Juli bis Oktober 1918, obwohl ich nicht so töricht war, nicht zu merken, dass die Heeresberichte trüber und trüber wurden und dass ich nachgerade gegen alle Vernunft wartete“<sup>60</sup>. An anderer Stelle fügt er hinzu: „Wie aber so ein Kriegsende ohne Endsieg aussehen würde, davon hatte ich keinen Begriff; ich musste es erst sehen, um es mir vorstellen zu können“<sup>61</sup>. Trotz des verdeckten Streiks, der so gerne als untrügliches Zeichen der Verdrossenheit gewertet wird, verhinderten die Frontsoldaten nicht, dass 1918 die heftigsten Kämpfe des ganzen Krieges stattfanden, und das noch vor dessen Höhepunkt, den die minoritäre Selbstmobilisierung der Freikorps darstellte. Die Verlustraten vom Frühjahr zum Sommer 1918, als die Deutschen in die Offensive und schließlich in die Defensive gingen, sind in der Tat die höchsten des Krieges<sup>62</sup>. Die Zäsur tritt in den Einheiten auf, die in diesem letzten Ansturm dezimiert wurden, als der Sieg nicht mehr denkbar scheint und als individuelle Überlebensstrategien die Oberhand gewinnen. Aber auch diese dominieren nicht völlig, da sehr viele, komplett aufgelöste Einheiten weiterkämpfen und Schritt für Schritt zurückweichen, beherrscht von der Angst, dass der „Verwüstungskrieg“, den sie erlebt haben, in ihr Land transportiert werden könnte<sup>63</sup>.

Da sie undenkbar war, stellte man sich die Niederlage sehr lange Zeit nicht einmal vor. Für einige blieb sie unwirklich, beziehungsweise der Krieg blieb unvollendet, und der für 1918 erwartete Endkampf sollte noch kommen.

Auf französischer Seite war das Jahr 1918 ebenfalls von einer geistigen Remobilisierung geprägt. Die „Friedenssehnsucht“ kulminierte 1917 nach der Niederlage der Nivelle-Offensive auf dem Chemin des Dames. Der deutsche Vorstoß vom Frühjahr 1918 lässt noch einmal defensive Phantasien hervortreten, die im Zentrum der französischen Kriegskultur standen. Noch einmal wird Paris direkt bedroht. Die Luftangriffe und der Beschuss der Hauptstadt mit schwerer, weit-

59 PEUKERT 1987 [217], S. 168.

60 HAFFNER 2002 [50], S. 26.

61 Ebd., S. 29.

62 GEYER 2001 [323], S. 489.

63 DUMÉNIL 2004 [316], GEYER 2004 [324].

reichender Artillerie wurden im Januar 1918 wieder aufgenommen, ein Beispiel dafür ist der Beschuss der Kirche Saint-Gervais am 29. März 1918 während des Karfreitagsgottesdienstes. Diese Angriffe prägten die Menschen und schweißten das Land zusammen, indem sie die verschiedensten Zwistigkeiten zwischen Front und Hinterland, zwischen Norden und Süden abmilderten. Als in Paris bei einem Zeppelinangriff am 31. Januar 1918 26 Menschen den Tod erlitten, richtete der Stadtrat von Marseille eine Unterstützungsadresse an die Hauptstadt<sup>64</sup>.

Es gibt also neue Kämpfe an der Marne, und in gewisser Weise spielt man 1918 das Jahr 1914 nach. Anschließend erreichen das deutsche Scheitern und die Aussicht auf einen möglichen Sieg eine geistige Remobilisierung für den besten Frieden, der vorstellbar ist: den Sieg. Je schneller er erreicht wird, desto schneller können die Soldaten demobilisiert werden und in das normale Leben zurückkehren, auf das sie hoffen. Hier zeigt sich erneut, dass sich die Hoffnung auf den Sieg – die notwendigerweise über den Kampf führt –, die Erschöpfung der Männer und der Wille zum Frieden und zur Rückkehr in den Alltag nicht ausschließen. Die Archive der Postkontrollbehörde bezeugen diesen Anstieg der Truppenmoral und ihren Willen, mit einem Sieg zum Ende zu kommen<sup>65</sup>. In gewisser Weise wurden die Ermüdung und der Verschleiß – teilweise – durch die Aussicht auf den Sieg kompensiert. Die Stimmung ist seitdem abhängig vom Vorrücken und vom Fortschritt der Armee, ebenso wie die Lebensbedingungen. Als der Winter näherkommt, während der Sieg schon im Sommer in Reichweite schien, sinkt die Stimmung wieder. Die Beunruhigung wird durch eine Spanische-Grippe-Epidemie verstärkt, die zu wüten beginnt. Aber, wie Bruno Cabanes schreibt: „Diese Erschöpfung der Truppen im September–Oktober 1918 bedeutet auch nicht, dass die Soldaten damit einverstanden wären, dass Frankreich einen raschen Frieden zu jedem erdenklichen Preis unterzeichnet.“ Der Historiker fügt an, dass Formulierungen wie: „Der Moment ist noch nicht gekommen, es ist wichtig den Feind zu schlagen, bevor man mit ihm redet“, die häufigsten in den Soldatenbriefen sind<sup>66</sup>. Die immer massivere Ankunft der neuen amerikanischen Alliierten und die zunehmende Entdeckung des Zustands der überfallenen, nun befreiten Territorien tragen ebenfalls zur Remobilisierung der Truppen bei.

Wenn wir auf diese französischen und deutschen Erwartungen von 1914 bis 1918 zurückkommen, 1918 zunächst wiederbelebt, dann ab Ende des Jahres zunehmend demobilisiert, dann deswegen, weil sie in Untersuchungen zumeist vergessen werden – diese beginnen häufig am 11. November 1918. Und das, obwohl die Erwartungen des Sieges und an den Sieg eine wichtige Rolle für das Selbst- und Fremdbild spielen. Sie wiegen schwer im Moment der Konfrontation mit der Erfahrung des Waffenstillstands, der Niederlage, des Sieges und schließlich der Konsequenzen der Friedensverträge.

64 LE NAOUR 2005 [358], S. 114

65 CABANES 2004 [294], S. 24.

66 Ebd., S. 32.